Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 61 (1990)
Heft: 2

Artikel: Spiritualität und Lebensqualität im Altersheim
Autor: Mödl, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-809953

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Spiritualität und Lebensqualität im Altersheim

Von Prof. Dr. Ludwig Mödl, Horw

Professor Dr. Ludwig Mödl ist Pastoraltheologe an der Theologischen Fakultät Luzern. Er wurde 1938 in Ingolstadt/Donau geboren und besuchte die Gymnasien in Ingolstadt und Eichstätt. Nach dem Studium der Theologie in Eichstätten erhielt er 1966 die Priesterweihe. Nach vielseitigen Studien promovierte er 1984 an der Universität München zum Dr. theol. mit dem Thema: Priesterfortbildung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Von 1971 bis 1987 war er Regens des Eichstätter Priesterseminars. 1987 übernahm er die Leitung des Bildungshauses Schloss Hirschberg. 1988 wurde er als Professor nach Luzern berufen. Als Bauherr war er tätig zusammen mit dem Architekten Karljosef Schatter beim Umbau der Sommerresidanz Eichstätt, Umbau der Willisbaldburg zu Museumszwecken, Um- und Neubau im Priesterseminar Eichstätt, Planung von Um- und Neubau in Schloss Hirschberg.

Das Thema, das Sie mir gestellt haben, liegt in der Luft; denn Lebensqualität für das Alter wird seit langem bedacht. Welche Rolle dabei aber die Spiritualität spielen könnte, diese Frage wurde zur Seite geschoben. Sie sei heute angesprochen.

Ich möchte Ihnen drei Gedanken zu diesem Thema vortragen: Zunächst sei kurz umrissen, wie sich die beiden Begriffe «Lebensqualität» und «Spiritualität» aufeinander beziehen lassen. Im zweiten Teil möchte ich anhand von drei Erfahrungsfeldern im Altersheim die Möglichkeit einer spirituellen Bewältigung skizzieren. Und im dritten Teil seien ein paar Anmerkungen zu Planung und Bau versucht.

I. Spiritualität als Lebensqualität – ein Zusammenhang

Im Kontext der Jahre nach 1968 hat der Begriff «Spiritualität» einen neuen Klang bekommen (1). Zuvor hatte er den *Beigeschmack von weltfremd,* unwirklich, kirchlich-eng. Doch dann ergab sich eine Wende im gesamten Denken. Die kritische Jugend hat es signalisiert: *die Werte eines materiellen Lebensgefühls entsprechen nicht den wahren Bedürfnissen und lösen vor allem auch nicht die Probleme der Menschheit (2).* Ein Suchen begann. Es hält bis heute an. Und bei diesem Suchen begannen viele neu nach der Religion zu fragen – nicht zunächst nach den bekannten Formen der Konfessionen, sondern nach Religion überhaupt. Das begann schon im Umfeld der *Hippy-Bewegung.* Es entstand der Wunsch, das Bewusstsein zu erweitern, um zu Wirklichkeiten vorzudringen, die durch die rationale Vernunft nicht erreicht werden. Die Welt des Fühlens und der Intuition interessierte. Da gibt es offensichtlich Bereiche der Seele, die mit unseren Begriffen nicht erschlossen werden können. Sie zu erkunden machten sich viele auf (3).

Da in unseren Konfessionen eine rationalisierende Theologie die mystischen Elemente zurückgedrängt hatte, wandten sich viele Suchende zunächst asiatischen Mustern von Religiosität zu, die durch ihre Vorherrschaft für geistliche Techniken und ihre offenen Inhalte Auskunft zu geben versprachen über das, was man suchte. Doch im Rahmen dieses Denkens wurde nun jede Religion interessant (4). Und einige begannen, nach den Mythologien und Sprachformen des Religiösen zu fragen.

Was noch als befreiendes Stichwort der fünfziger Jahre herrschte, das Wort von der Entmythologisierung, ist nun nicht mehr der Weisheit letzter Satz (5). Denn allenthalben versuchten Menschen herauszubringen, was in den verschiedenen Mythen der Religionen und der Jahrhunderte an tieferen Erfahrungen zum Ausdruck kommt (6) und was vor allem durch sie von jenen Wirklichkeiten zur Sprache gelangt, über die unsere Begriffe keine Auskunft mehr geben. Die grössere Wirklichkeit interessierte, und zwar nicht nur deswegen, um von ihr zu wissen, sondern um aus ihr heraus das Leben gültig gestalten zu können.

Prof. Dr. Ludwig Mödl: «Früher habe ich für Euch gearbeitet, heute bete ich für Euch.»

So interessiert also Religion nicht so sehr als soziale Grösse, sondern inwiefern sie spirituell ist, dass heist, die Seele des Menschen bewegt und Wirklichkeitsanteile des Inneren zum Schwingen bringt. So erweitert sie das Denken und Fühlen und eröffnet damit neue Möglichkeiten, das Leben zu meistern. (Und darin zeigt sich, dass diese Geistesbewegung durchaus ein Kind der Säkularisation ist; denn es geht ihr nicht zunächst um jenseitige Wirklichkeiten, sondern um die Frage, inwieweit unsere diesseitige Wirk-

lichkeit Bereiche kennt, die in sich Jenseitiges enthalten.) Die spirituelle Erkenntnis aber sollte uns befähigen, den Horizont unseres Daseins auszuloten und so grosse Zusammenhänge zu erfühlen und in neuer Weise zu verwirklichen. *Religion ist also als Spiritualität, als Seelenanteil und als Ausgreifen des eigenen Lebens in grössere Daseinsbereiche hinein neu interessant geworden.*

Dabei gibt es eine Tendenz zum Synkretismus, zum Auswählen und neu Zusammenstellen von Gedanken, Ideen und Praktiken. In diesem Zusammenhang ist nun auch die Religion in unserer eigenen Tradition wieder in den Blick gekommen, in der unsere Kultur, unser Denken und Fühlen gründet. Und an sie stellt man die Frage: *Welche spirituellen Elemente sind noch wirksam und welche Traditionen geben Auskunft über die erweiterte Wirklichkeit?* Welche Methoden der Frömmigkeit führen zu einer Mystik, die den Menschen erkennen lässt, dass er nicht nur geboren ist, um zu sterben, sondern dass er noch im Sterben zum Leben kommt?

Gegen alle Versuche, synkretistisch und eklektisch religiöse Elemente für eine Lebenspraxis nutzbar zu machen, stehen in allen Religionen (auch bei uns) sogenannte fundamentalistische Bewegungen auf, die die eigene Religion als die einzige und unvermischbare ansehen und für sie kämpfen. Doch auch diesen Bewegungen ist es eigen, dass sie – trotz ihrer politischen Aktivitäten – die spirituellen Elemente stark betonen (7). Religion als spirituelle Lebenspraxis steht in unserem Jahrzehnt im Interessefeld vieler.

Und damit kommt zwangsläufig die Frage ins Visier, was denn die Spiritualität beitragen kann, um das menschliche Leben qualitativ zu stützen.

Denn im gleichen Zeitraum, in dem Spiritualität neu ins Bewusstsein rückte, hat sich auch der Begriff «Lebensqualität» eingebürgert. Er war plötzlich in vieler Munde. Wer ihn zuerst geprägt hat, weiss ich nicht. Doch dieser Begriff peilte, wenn ich recht sehe, ähnliches an wie der Begriff Spiritualität.

Das Leitstreben nach technischen Dingen, wie es nach dem Zweiten Weltkrieg allgemein herrschte, wurde abgelöst von dem Wunsch, menschliche Werte neu zu finden. Es ging ins allgemeine Bewusstsein ein, dass es noch keinen besonderen Wert darstellt, einen Kühlschrank zu haben oder mit einem Auto zu fahren. Der Besitz von Dingen und Techniken, so erkannten viele, muss im Zusammenhang mit dem Leben der Leute stehen und muss diesem Leben in seinen Qualitäten förderlich sein. Es darf nicht alles nur praktisch funktionieren, sondern muss die Tendenz haben, das Menschliche zu fördern, das heisst die Beziehungen, die Befreiung aus Zwängen, die Erweiterung des Daseinsgefühls.

So hat im Umfeld dieses neuen Denkens auch die Altenarbeit – freilich mitgetragen durch viele Erkenntnisse der Gerontologie – andere Fragen ins Zentrum gestellt. *Man begann, das Alter des Menschen anders einzuschätzen.* Zuvor waren die Konzepte – nach meiner Kenntnis – noch geprägt von jener Haltung, die meinte: das Alter ist gezeichnet von Defiziten. Dabei war der Mensch gemessen am «Homo faber», am arbeitenden Menschen. Und die Generation der damals Alten hatte diesen Maßstab mit seiner Wertung selbst mitgeprägt. Um so schlimmer war es für sie, nicht mehr im Arbeitsprozess eingegliedert zu sein. Und mancher fühlte sich unnütz, auch wenn ihm gesagt wurde: «Du hast einen ruhigen Lebensabend verdient!» (8) So mühten sich viele, den alten Menschen ein sorgenfreies, angenehmes Leben zu ermöglichen. Sie sollten den Mangel an Leistung, an Beweglichkeit, an Genussfähigkeit und an Aktivität so wenig wie möglich spüren. Deshalb wollte man ihnen Räume schaffen, in denen sie sich wohl fühlen konnten. Bequem sollte alles sein, sauber und hygienisch, alle wichtigen Orte sollten auf kurzem Weg erreicht werden können. Dazu gehört noch eine harmonische Betreuung, ein bekömmliches und gesundes Essen und eine ortsnahe medizinische Betreuung. Die Defizienzen sollten ausgeglichen sein duch technische Hilfen, durch das Personal und durch optimale Wohnbedingungen in gesunder Luft und ruhiger Lage (9).

Dieses Konzept hat man abgewandelt beziehungsweise erweitert, seit der Begriff von der Lebensqualität im Raume steht. Was macht die Qualität für das Leben eines betagten Menschen aus?

Da steht nun als Leitidee die Erkenntnis: *Das Altsein ist nicht ein Mangel an Jungsein, sondern ein eigener Abschnitt des Lebens* mit eigenen Werten. Der alte Mensch steht zwar – meist – nicht im aktiven Arbeitsprozess (wie ja auch der junge nicht), aber er ist trotzdem ein volles Glied der Gesellschaft. Er gehört dazu. So darf er nicht abgeschoben werden in ein Reservat, sondern nimmt so am Leben teil, wie es seine Möglichkeiten zulassen. Er gestaltet aktiv mit, wo er mitgestalten kann. Hilfe wird ihm nur subsidiär angeboten.

Die verschiedenen Typen von Wohneinrichtungen – Altenwohnanlage, Altersheim, Pflegeheim – in ihrer organisatorischen Zuordnung sind Früchte dieser Überzeugung. Ebenso sind die Aktivierungsgemeinschaften und die Altenorganisationen Konsequenzen aus diesem Ansatz.

Um zu bestimmen, was Lebensqualität im Alter ausmacht, setzt man also an bei der Überzeugung: *das Altsein ist eine Stufe menschlichen Lebens, die nicht in Isolation und defizitären Lebenspraktiken zu erleiden ist.* Vielmehr gehört es in die Biographie eines Menschen und muss im sozialen Gefüge seinen angemessenen Platz finden (10). Aus diesem Nachdenken über die Lebensqualität im Alter sind dann auch Planungsgrundsätze und Entwürfe zum Bau erstellt worden, die als leitende Gesichtspunkte festhalten: *soziale Integriertheit, Möglichkeit zu angemessener Aktivität, Wohlbefinden und Nähe subsidiärer Unterstützungen (11).*

Spätestens hier wird klar, dass solche Vorstellungen von Lebensqualität nicht mehr länger umhin können, auch jenen weiteren Gesichtspunkt zu bedenken, den das Stichwort von der Spiritualität einbringt. Die Frage lautet: Was kann Spiritualität beitragen, um die Lebensqualtität für betagte Menschen im Altenheim zu fördern?

II. Spirituelle Hilfen für Altersprobleme

Es gibt ein Vorurteil, das besagt, alte Menschen seien frömmer als junge. Das stimmt nicht. Wer im Laufe seiner Biographie nicht zu religiösen Erkenntnissen gefunden hat, erlangt sie meist auch im Alter nicht. Eine früh gefundene Frömmigkeit hingegen verstärkt sich oft im Alter (12). Trotzdem bestimmen den Lebensabschnitt «Alter» viele Besonderheiten, die durch eine religiöse Deutung leichter verkraftbar und sinnvoller lebbar erscheinen. Ein Mühen um eine spirituelle Praxis könnte also beitragen, dass ein betagter Mensch sein Leben als qualitativ wertvoller erlebt. Welche Erfahrungen betagter Menschen im Alters- oder Pflegeheim rufen geradezu nach religiöser Hilfe?

Ich meine, vornehmlich drei Erlebnisfelder stossen in Zonen der Seele, die bei religiöser Deutung dem ganzen eine andere Qualität geben: der Bruch in der Biographie, die Beschwerden des Alters und die Nähe des Todes.

1. Bruch in der Biographie

Wer ins Altersheim gezogen ist, hat – gezwungen oder freiwillig – einen Schritt aus seinem früheren Leben heraus getan, mögen noch so viele Verbindungen geblieben sein. Er hat seinen Beruf abgeschlossen und den Haushalt weithin aufgelöst. Beruf und Familie aber waren es, in denen er sich nützlich wusste. Das ist vorbei. Jetzt wird er dort nicht mehr gebraucht. Das kann belasten. Es kann aber auch befreien, wenn jemand sich sagt: «Meine Aufgabe ist erfüllt. Jetzt sind andere dran. Ich habe mir eine ruhige Zeit verdient. Es ist gut so.»

Ambivalent also kann die Erfahrung sein. Abgeschoben kann sich ein Mensch fühlen oder im Feierabend. Beide Empfindungen können spirituell gestützt werden.

Das *Grundmuster* solcher Stützen schaut immer zweifach aus: Wird der Verlust eines Wertes erlebt, dann zeigt die Religion die Relativität dieses Wertes und verweist zugleich auf einen höheren Wert, der gerade angesichts des Verlustes gewonnen werden kann.

So ist etwa der Anfang der Bergpredigt (Mt 5, 1–12) so zu verstehen, dass gesagt ist: Selbst wenn ihr traurig seid und weint, selbst wenn ihr von inneren Sehnsüchten geplagt und von äusserem Druck beengt werdet, ihr seid dennoch selig zu preisen als die, die ihr vor Gott seid; denn ihr geht einen Weg, der zu einem grossen Ziel führt, und als die «Armen» gehört ihr zu den Gerechten; denn was sich als gross ausgibt, der Reichtum oder das laute Glück oder das ruhmvolle Sichdurchsetzen, und wofür die meisten tagaus tagein rennen, das ist unvergleichlich geringer als das, was ihr als neue Möglichkeit eröffnet bekommt.

Jener Mensch, der seine Pension als Feierabend deutet, hat bereits die Vorstellung vom «Homo faber» relativiert und erkannt: die Arbeit ist für den Menschen da und nicht umgekehrt. Das Ruhen ist ein menschlicher Wert. *Ruhe ist geschenkt, damit der Blick sich weiten kann.*

Spirituell wird diese Erkenntnis noch verstärkt durch jene Aussagen unserer Theologie, die in den Begriffen «Sabbat» oder «Sonntag» gefasst sind und die besagen: Ich darf ruhen und muss nicht allzeit werkeln, weil das Entscheidende schon getan ist; denn Gott ist am Werk. Er lässt wachsen und schenkt Kraft. Er hat die Dinge vorgeordnet und trägt sie. So bleibt mir, Dank zu sagen und darüber nachzudenken, was hinter allem steht. Ich darf die Wege nachzeichnen, darf erkennen, wie alles gelaufen ist.

Einen religiösen Menschen im Altersheim kann also seine spirituelle Kompetenz befähigen, dass ihm die Ruhe nicht leer und sein Nachdenken über das, was gewesen ist, nicht nostalgisch-wehmütig aufstösst, sondern dass er seine Biographie bearbeiten und *die freie Zeit als erfüllt erfahren* darf. Er braucht dann die wachen Stunden nicht mit dauernden neuen Erlebnissen ausfüllen, die elektrisch oder papieren bleiben, weil sie nichts mit dem persönlichen Erleben (früher und jetzt) zu tun haben. So mag der Betagte zu sich sagen: «Ich darf ruhen, ich darf mit gutem Gewissen tun, was mir Spass macht; denn es ist Feierabend. Die Zeit meiner Verantwortung ist geschafft. Andere arbeiten für mich mit. Sie können es, weil Gott sie wirken lässt und dazu die Kraft gibt.»

So kann ein Schuss Weisheit einen Menschen erreichen, die aus der Erkenntnis heraus wächst: Ich selbst stehe relativ zu meiner Umgebung, weil ich woanders verankert bin. Die Welt eines so fühlenden Menschen wird nicht klein werden, auch wenn sein Radius eingeschränkt wird; denn er denkt weit über ihn hinaus.

2. Beschwerliche Existenz

Eine weitere Erfahrung von betagten Menschen, die durch das Zusammenleben im Alters- und Pflegeheim noch verstärkt werden kann, ist die Wahrnehmung von körperlichen oder seelischen Ausfällen beziehungsweise Behinderungen. Kranksein und nicht mehr so können, wie das früher ging – das bedrückt viele im Alter.

So sagt sich mancher: «Ich muss mich fügen und kann nur hoffen, dass es einigermassen gut weitergeht. Wenn ich nur anderen nicht zur Last werde! Wenn nur mein Verstand noch zu gebrauchen ist!» So klein werden die Wünsche. Und oft schwingen bei solchen Worten resignative Untertöne mit. Als qualitativ empfindet es dann jemand schon, wenn das Normale noch halbwegs normal vonstatten geht. Und wichtig wird es dann, dass es keine Treppe zu steigen gibt und der Weg kurz ist. Trost und Hoffnung bleiben dabei oft weit zurück. Kann ein spirituelles Moment dazu beitragen?

Einem Christen fällt dazu etwas ein. Ich formuliere es mit katholischen Untertönen. Sie könnten genauso reformiert klingen und beim alten Menschen gleiches bewirken.

Die Stuktur der spirituellen Hilfe sieht immer gleich aus – wie oben genannt: Aufzeigen, wie relativ die abnehmenden Werte sind und welche Dimension die bislang nur teilweise wahrgenommenen Werte gerade durch das defizitäre Erleben bekommen können.

Zunächst sagt unsere Religion grundsätzlich: Ein Kranker ist nicht weniger wert als ein Gesunder. Und die Erfahrung zeigt: oftmals hat ein Problem oder ein Mangel einen Menschen dazu gebracht, auf ungeahnter Weise einen anderen Weg zu finden.

NEU!

Wegleitung für vormundschaftliche und fürsorgerische Organe

Christoph Häfeli, lic. iur./dipl. Sozialarbeiter
Jugendsekretär des Bezirkes Dielsdorf

Fachbuch im Format A5, 128 Seiten stark, Fr. 19.–

Nachschlagewerk für Praktiker:
- Vormünder, Beistände und Beiräte
- Sozialarbeiter, kommunale Sozialdienste
- Rechtsanwälte
- Studierende an Schulen für Soziale Arbeit

Die Zusammenhänge werden mit einfachem Text und guten grafischen Darstellungen erklärt.

Verein Zürcherischer Gemeindeschreiber und Verwaltungsbeamter VZGV
Verlag Stutz + Co. AG, 8820 Wädenswil
Tel. 01 780 08 37

Wer krank oder behindert ist, darf sich also nicht minderwertig fühlen, und er muss nicht in Passivität sinken, sondern kann im Gegenteil *zu einer neuen Aktivität finden,* die ihm ungeahnte Wert-Räume eröffnet.

Einen solchen Wert kann ihm eine spirituelle Sicht seiner Beschwerden vermitteln, etwa wenn ihm in den Blick kommt, was der Verfasser des Kolosserbriefes so ausdrückt: «Ich freue mich in den Leiden, die ich für euch ertrage. Für den Leib Christi, die Kirche, ergänze ich in meinem irdischen Leben, was an den Leiden Christi noch fehlt» (Kol 1,24). In diesem Text kommt eine urchristliche Idee zur Sprache. Sie knüpft an beim Zentrum des spezifisch Christlichen. Wir feiern es an Karfreitag und Ostern. Doch am deutlichsten kommt es durch in den zwei Worten, die Jesus am Abend vor seinem Leiden gesagt hat: «für euch». Was meint dies?

Ich versuche eine Deutung:

Begründet ist der Gedanke im Geheimnis der Menschwerdung, die besagt: Gott hat nicht an Stelle von uns Menschen gehandelt, um die Erlösung in die Welt zu bringen, sondern der Sohn wurde Mensch. Er hat das Menschsein in einer Weise gelebt, dass dadurch der Kontakt mit dem Göttlichen hergestellt werden konnte.

Menschwerdung war nötig, damit nicht für die Menschheit etwas geleistet wurde, sondern damit in der Menschheit etwas geschah. Der Mensch ist deshalb nicht das Objekt göttlichen Handelns, sondern er wird zum Subjekt des Handelns. So ist Jesu Menschenleben nicht einfach nur ein «als ob», sondern es bewirkt eine Realität. Sein Sterben ist nicht nur ein Untergehen, um aufgelöst zu werden, sondern es ist ein Akt seines Menschseins und als solcher die Weise, Menschliches mit dem Göttlichen zu verbinden. Sein Leben und sein Absterben sind also eine Aktivität. Im Sterben bleibt Jesus nicht passiv. Er denkt und betet seinen Zustand auf den Vater-Gott hin und erleidet so das Sterben als eine Weise der Hingabe, des aktiven Sichhinwendens. Absterben wird zum Zeichen, das die Bereitschaft kundtut: Ich will ganz offen sein für dich. Diese Haltung nannte man Opfer. Indem sich Jesus ganz offen gehalten hat für den Vater-Gott, wusste er sich auch solidarisch mit den anderen Menschen, so dass er ihnen zusichern konnte: Ich trete nicht allein hin an das Tor des Ewigen. Ich sterbe nicht für mich allein dorthinein. Sondern so wie mein Leben, so sei auch mein leidvolles Sterben eine Solidarisierung mit euch. Mein Leben wird «für euch» hingegeben. Mein Blut wird «für euch» vergossen.

So wie Gott nicht unabhängig von dem Menschen für ihn etwas leisten wollte, sondern den Sohn sandte, damit er als Mensch inmitten der Menschheit das vollbringe, was Aufgabe des Menschen immer gewesen sei und ist, so handelt dieser Sohn nicht anstelle der anderen Menschen, sondern in Verbindung mit ihnen, also nicht unabhängig von ihnen und nicht ohne Wirkung auf sie.

In diesem Zusammenhang wird das Wort des Kolosserbriefes verstehbar. Meine Leiden sollen ergänzen, was noch ergänzungsfähig ist an dem, was Christus mit uns und für uns zu tun gedachte. Und somit können *die Beschwerden* eines so fühlenden und denkenden Menschen zu einem *Symbol und Ausdruck der Hinwendung zu Gott und der Solidarität mit den anderen* werden.

Das klingt dann in sehr einfacher Sprache etwa so, wenn eine betagte Frau sagt: «Ich opfere meine Leiden für euch auf.» Oder: «Ich bete für euch. Früher habe ich für euch gearbeitet. Jetzt müsst ihr für mich arbeiten. Aber ich bete für euch!»

Ein Mensch, der in diesen Zusammenhängen fühlt und denkt, der wird getröstet, und dessen Leid wird zu einem Symbol, ja geradezu zu einer Methode der Solidarisierung und der Kommunikation. Die Beschwerden isolieren ihn nicht, sondern verbinden ihn geistig mit all jenen, denen er sich verbunden weiss. Sie werden zu Zeichen für Hingabe und für die innere Bereitschaft, sich mit dem Absoluten zu vereinen und die Einheit zu den Menschen hin zum Ausdruck zu bringen.

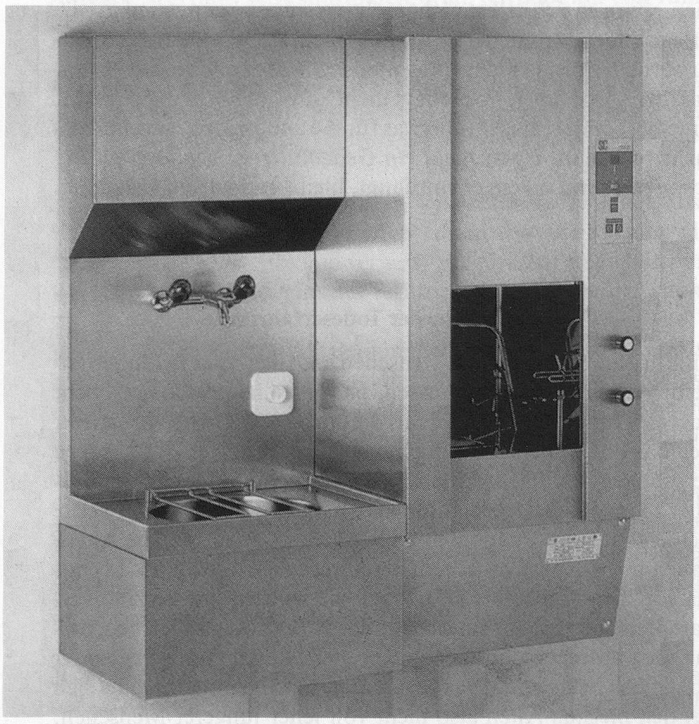
Noch ein weiteres ergibt sich für einen spirituellen Menschen aus diesem Grundgefühl: Er muss sich nicht gedemütigt vorkommen, wenn er sich selbst nicht mehr versorgen kann, sondern die Pflege anderer braucht. Es ist nicht mehr erniedrigend, gepflegt zu werden. Er ist ja nicht völlig unaktiv. Was er noch leisten kann, das tut er. Dort aber, wo er nicht mehr kann, bleibt er nicht passiv. Er leidet solidarisch, er tut etwas für die anderen, indem er nichts mehr tun kann. *Er ist nicht ein Gedemütigter, sondern ein Beschenkter.* Und indem er empfängt, bleibt er doch ein Gebender.

3. Die Nähe der Todeserfahrung

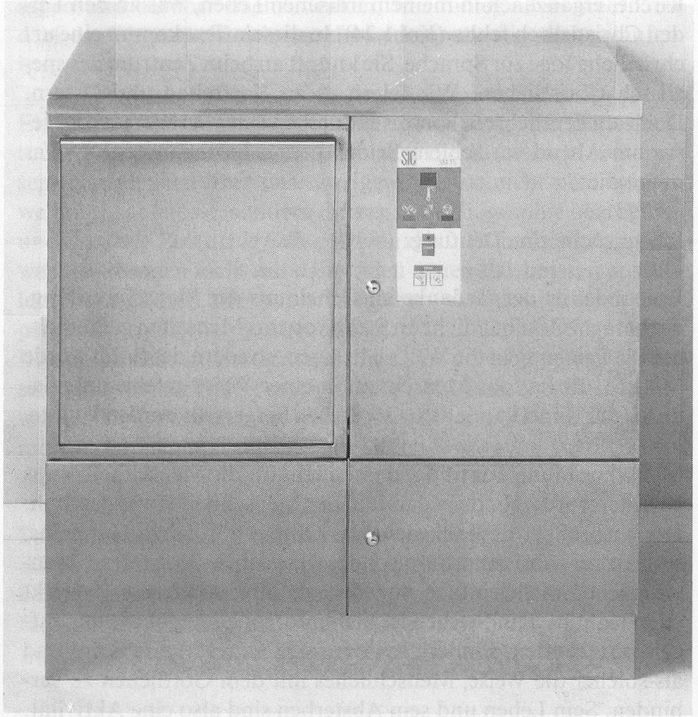
Eine dritte Erfahrung, die Menschen im Alten- und Behindertenheim vermehrt machen müssen, ist die Nähe des Todes. Nicht dass sie grundsätzlich anders als die übrigen Menschen in unserer Zeit das Phänomen Tod betrachten. Auch sie neigen dazu, ihn zu verdrängen, zur Tagesordnung überzugehen und nicht viel darüber zu reden, den eigenen Tod als ein irgendwann in weiter Ferne sich ereignendes Phänomen zu betrachten. Auch sie, die Alten, haben mehr Angst vor einem beschwerlichen Verfall des Lebens als vor dem Tod selbst (13). Auch sie würden am liebsten verdampfen und sich unbemerkt aus der Welt hinwegschleichen, niemanden aufregen und niemanden mehr durch Grabpflege oder ähnlichem belastend. Die Einstellung zum Tod unterscheidet sich bei den meisten Alten also nicht von jener jüngerer Menschen. Auch sie kennen heutzutage kaum eine «Ars moriendi», wie wir sie zu anderen Zeiten der Frömmigkeitsgeschichte kannten (14). Auch für sie ist der Tod allemal überraschend und ein nicht verstehbares Phänomen.

Und doch erfahren die Menschen im Alters- und Pflegeheim den Tod noch in anderer Weise; denn viele von denen, mit denen sie gelebt, geredet, gelacht und gestritten haben, sind nicht mehr da. Immer wieder verschwindet einer. Die Todesanzeigen in der Zeitung werden täglich zu einer interessanten Lektüre, die freilich mancher Alte fast verstohlen anschaut. Wer ist jetzt wieder dran? Der und die! Wieder einer weniger aus unserem Kreis. *Der Tod wird so zu einem Beziehungsproblem.* Er wird zur Erfahrung: Ich werde immer isolierter, ich werde immer einsamer. Nun wird durch die allgemeine Tabuisierung der Trauerprozesse allen trauernden Menschen wenig Hilfe geboten. Sie dürfen ihre Trauer nicht zeigen, es sei denn in Grabpflege und privatesten Gesprächen. Damit ist es erschwert, dass die Trauer in Normalleben umgeführt werden kann und sich zu dem Verstorbenen eine neue Beziehung aufbauen lässt; denn dazu muss man über ihn erzählen können, dazu verhilft der Ritus des Gedenkens, dazu verhilft das Beten für die Verstorbenen, dazu helfen die erlaubten und angesprochenen Gedenktage, dazu helfen Erinnerungssymbole und Bilder, dazu helfen Rituale. Wer einem alten Menschen hilft, seine Trauer zu meistern und die abnehmenden Beziehungen zu verkraften, der trägt bei zur qualitativen Gestaltung seiner Tage. Hier könnte die Spiritualität einen Betrag leisten. Sie relativiert sowohl die Erfahrung der zunehmenden Isolation und der absterbenden Beziehungen als auch des eigenen Absterbens durch eine «Ars moriendi», eine Kunst, Sterben einzuüben und das Absterben als eine Form von Lebensgewinn zu entdecken – weil Gott dahinter steht. Diese Kunst vermittelt wieder ein Element jener Weisheit, die frühere Zeiten reifen Menschen (nicht nur alten) zugesprochen hat.

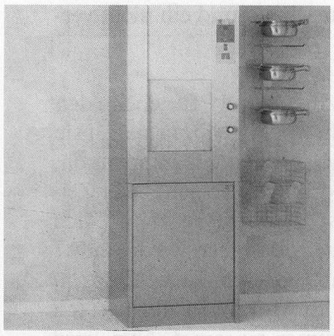
SIC Beckenspülautomaten: für jeden Bedarf das richtige Modell



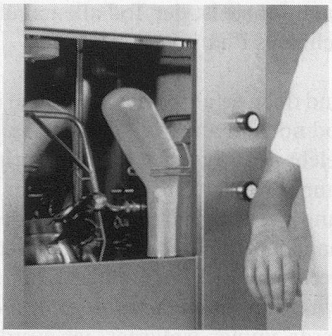
Modell SM20 mit automatischer Schiebetüre



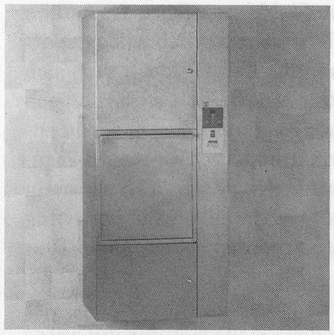
Modell SM15 mit manueller Klapptüre



Standmodell SM20



SM20 Ellbogenstart



Wandmodell SM15

SM15 Klappdeckel

30 Jahre Entwicklung aus Erfahrung

Als Ergänzung zu der bewährten SIC SM20 Modellreihe mit automatischer Schiebetüre wurden die SIC SM15 Beckenspülautomaten mit manuell zu bedienendem Klappdeckel neu entwickelt. Alle wichtigen Komponenten wurden vom SIC SM20 übernommen. Damit ist die gleich hohe Qualität und Zuverlässigkeit gewährleistet.
Ob wandhängend, freistehend oder untertisch montiert: jetzt gibt es den passenden SIC Beckenspülautomaten.

SIC

Spitaleinrichtungen
Equipement hospitalier
Hospital equipment

SIC AG
CH-4020 Basel, Postfach
Wartenbergstrasse 15
Telefon 061-311 97 84
Telefax 061 311 97 42

Drei Erfahrungen habe ich angesprochen, die betagte Menschen im Alters- und Pflegeheim in besonderer Weise erleben mögen. Dazu kommt noch die Nähe zu vielen anderen Alten. Das befreit zwar manchen aus Isolierung, erzeugt aber auch Spannungen. In jedem Fall verstärken sich dadurch die Probleme und übertragen sich auch auf das Personal im Hause; denn die Arbeit mag noch so sehr ablenken und die Distanz nach Dienstschluss als befreiende Entlastung empfunden werden, die Probleme der alten Leute fordern die menschlichen Gefühle von Pflegerinnen und Pflegern heraus, so dass sie nicht auf Dauer fliehen können vor den Fragen nach Biographiebewältigung, Defizit und Tod. Sie sind immer wieder direkt konfrontiert. Und die Frage heisst: Kann auch ihnen eine Spiritualität helfen, das zu bewältigen, was bewältigt werden muss? Noch eine weitere Frage steht im Raum: Kann die bauliche Gestalt eines Alters- und Pflegeheimes etwas dazu beitragen, dass spirituelle Hilfen dadurch gefördert werden? Ich möchte dazu ein paar Gedanken versuchen.

III. Bauplanung und Spiritualität im Altersheim

Lassen Sie mich beginnen mit einem Blick in die Geschichte unserer Institution. Die Heilig-Geist-Spitäler des Hochmittelalters, die zu einem Gutteil die Funktion von Pflege- und Altersheimen für Arme hatten, waren in ihrer Planung oftmals von spirituellen Ideen geprägt. Von den Beispielen, die ich kenne, zeigt dies das Stift in Lübeck am deutlichsten. Wer das Heim durch das grosse Westportal betritt, steht unvermittelt in einem Kirchenraum. Er hat zwei Joche und zu den Seiten zwei Schiffe, so dass der Eindruck eines quergestellten Raumes entsteht. Das Laienschiff einer Kirche ist hier zugleich die Eingangshalle des Heimes. Gegenüber dem Eingang steht ein Lettner. Fünf Säulen tragen seine Galerie. Der Lettner trennte damals den Laienraum vom Presbyterium, dem Allerheiligsten. Unter dem Lettner führen zwei Türen in diesen Raum des Allerheiligsten. Und dieser besteht aus dem grossen Wohnraum der Alten und Kranken (15). Das ist eine gewaltige Symbolik – von den Menschen damals verstanden: von den Kranken als Trost, von den Pflegern als Motiv; denn nach der damaligen Theologie war klar: Im Altarraum erneuert sich unblutig das Opfer Christi. Und der vornehmste Dienst ist es, hier mitzuwirken. Damit ist mitgesagt: Was hier an Pflege geschieht, ist Gottesdienst, vornehmster Gottesdienst im Zentrum des Heiligtums. Und jene, die da leiden, haben etwas gemeinsam mit den Leiden Christi. Sie sind beteiligt an dem Werk der Erlösung, das Christus vollzieht.

Ein spirituelles Konzept findet also hier in der Bauplanung eine umwerfende Symbolik.

Wir können das natürlich heute nicht annähernd nachahmen, das ist wohl allen klar. Aber es ist doch zu fragen: Könnte es auch für unsere Bauten Elemente einer Symbolik geben, die den Insassen eines Hauses Trost und dem Personal Motivation vermitteln?

Ich möchte ein paar Anregungen versuchen.

1. Gestaltung geistlicher Orte

Der Glaube ist eine Sache des Herzens und braucht deshalb keine ausgeprägten Symbole in Stein. Das mag grundsätzlich richtig sein. Aber gleichzeitig gilt auch: Jede Überzeugung und jede Spiritualität drückt sich in Zeit und Raum aus. Und die geprägten Zeiten und Räume wirken wieder zurück auf die Spiritualität und stützen sie. Das ist zu bedenken, wenn man Gottesdiensträume in unseren Altersheimen schafft. Wir können heute wohl kaum für jede Konfession der Insassen einen eigenen Raum bauen. Vielleicht ist das auch gar nicht sinnvoll, da die Menschen ja als Gemeinschaft zusammenleben und alle anderen Gemeinschaftsräume zusammen benutzen. Trotzdem ist ihre christliche Glaubensform unterschiedlich gewachsen, so dass sie eine unterschiedliche Spiritualität haben. Deshalb gebe ich zu überlegen: Wäre es nicht sinnvoll, ein Simultaneum zu errichten, also einen Raum für beide (oder drei) Konfessionen (16). Dieser müsste aber, wie ich meine, so gestaltet sein, dass jede Konfession einen Teil des Raumes mit der ihr vertrauten Symbolik hat. Das könnte konkret so aussehen: In einem Heim, in dem die Mehrzahl der Bewohner reformiert sind, baut man eine reformierte Kirche mit einer «katholischen» Kapellenecke, in welcher ein Altar und ein Tabernakel steht. Hingegen würde in einem Heim mit überwiegend katholischen Insassen die katholische Kirche eine reformierte Kapellennische einbinden, in der das Evangelienpult dominiert. Die jeweiligen Gottesdienste müssten dann auf diese Zentren gerichtet sein.

Auf diese Weise könnte die Wirklichkeit des Zusammenlebens und die in der Biographie erfolgte unterschiedliche geistliche Sozialisation angemessen ausgedrückt werden. Und jeder im Haus hätte in seinem Wohn- und Lebensbereich ein Symbol seiner spirituellen Heimat. Deshalb scheint es mir für den Fall, dass in einem Haus kein eigener Kirchenraum geschaffen werden kann, wichtig, in dem für die Gottesdienste benützten Mehrzweckraum wenigstens andeutungsweise Symbole anzubringen, die Erinnerungspunkte und damit Ansätze für ein spirituelles Heimatgefühl geben.

Das gilt freilich nicht nur für den Raum des Gottesdienstes. Auch andere *Orte können Symbole spiritueller Erinnerung ausdrücken.* Denken Sie an das Beispiel von dem mittelalterlichen Radfenster in der Kapelle Saint Gabriel vor Arles, das uns *Otto Schärli* gezeigt hat. Das Fenster ist so konstruiert, dass die am Abend untergehende Sonne auf der gegenüberliegenden Wand ein aufgehendes Licht projeziert (17). Ein Mensch, dem dies zum Symbol für Auferstehung und Hoffnung geworden ist, wird immer wieder an einen solchen Ort kommen, um sich trösten und bestärken zu lassen. Haben wir in unseren Häusern solche Orte? Oder könnte da nicht auch die Gartenlandschaft um ein Heim herum «Wallfahrtspunkte» haben, zu denen Betagte hingehen, um wieder neu bestärkt zu werden?

In diese Richtung müssen wir wohl auch denken, wenn wir für die zweite dominante Erfahrung der Menschen im Altersheim, die Beschwerlichkeit, spirituelle Hilfen anbieten wollen, die sich räumlich ausdrücken.

2. Religiöse Symbole

Seit dem Spätmittelalter gibt es eine Trostkunst. Sie war ein Medium, Leiden bewältigen zu helfen. Es wurden dabei diese Leiden direkt dargestellt anhand von Beispielen ähnlich leidender Menschen, wie wir sie in der Bibel oder in Heiligenleben finden; und diese Darstellungen haben Deutungen enthalten (18). So war zum Beispiel ein Isenheimer Altar in seiner expressiven Überzeichnung und seiner Kombination theologischer Themen den Pestkranken, in deren Krankenraum er stand, zum geistlichen Trost gegeben. Bekanntlich tröstet ja nicht das Verschweigen oder Verdrängen einer leidvollen Wirklichkeit, sondern das Ansprechen, verbunden mit dem Aufzeigen einer Hoffnung oder eines Ausweges.

Das Problem für uns freilich ist es, dass wir auf diesem Gebiet der heutigen religiösen Kunst weiterhin Fehlanzeige haben, bezie-

hungsweise, dass wir sie zum Dekor haben verkommen lassen, zum nichtssagenden Zierrat. Auch verhindern unsere Sehgewohnheiten, dass wir religiöse Aussagen in manchem Werk nicht erkennen – nicht bei alter Kunst und auch nicht bei neuer.

In der reformierten Tradition sind solche Zeichen beschränkt auf das Kreuz-Bild, auf Farben und akustische Wort- und Klangbilder; in der katholischen Tradition wurden die vielen vorhandenen Bilder zu Hülsen und unverstandenem Dekor. Gemeinsam müssen wir uns neu mühen um die Sprache einer nonverbalen Trostkunst, die erfahrene Beschwerden und Seelenrisse darzustellen vermag und sie mit Deutehilfen versieht. Alten Menschen könnte eine solche Kunst helfen zur Bewältigung der Leiderfahrung (19).

Damit ist freilich das Thema Kunst im Altersheim und ihre Funktion als Beitrag zur Lebensqualität angesprochen, das ich nicht ausführen kann.

3. Zur Nähe des Todes

Der dritte oben angesprochene Erfahrungsbereich, die Nähe des Todes, kann nicht nur auf der Ebene menschlicher und fachlicher Trauerbegleitung allein gelöst werden. Ich meine, dass man sich hier auch bei der Planung Gedanken machen muss: Wo bewahren wir die Verstorbenen auf, bis sie abgeholt werden? Wo und wie verabschieden wir sie?

Ich halte es für problematisch, wenn ein Toter die Nacht über im Keller deponiert und dann heimlich durch den Lieferanteneingang abtransportiert wird (20). Ich meine, man müsste den Heimbewohnern eine Chance geben, sich von ihm zu verabschieden, um sprechend beziehungsweise betend das Faktum seines Fehlens zu verarbeiten. Die Hinterbliebenen müssen zu ihm ja eine neue Beziehung aufbauen, um sich nicht verlassen vorzukommen. Und die spirituelle Sicht des Phänomens Tod lässt sich ausdrücken in der Weise, wie man mit einem Toten umgeht, welche Riten man ihm angedeihen lässt, wo man ihn aufbewahrt und wie man den Ort seines Grabes pflegt. Vielen Heimbewohnern bleibt ja nicht der Trost des Grabpflegens. Also müssen *Gedächtnistage* und *Gedächtnisorte* geschaffen werden, an denen ein Erinnern möglich ist. Das kann reichen vom Bild im Zimmer bis zu einem Gedächtnisort, an dem die Namen der Toten festgehalten sind.

Freilich gilt hier das gleiche wie bei allen anderen spirituellen Elementen: sie sind vornehmlich geistig zu gestalten und lassen sich nur bedingt in räumliche und materielle Formen umsetzen, zumal uns – anders als im Mittelalter – eine einheitlich verständliche Bildsprache fehlt. Trotzdem sollten wir uns Gedanken machen, ob wir nicht das eine oder andere Element einer solchen Symbolik in unsere Planungen einbeziehen. Dadurch könnte die Qualität des Lebens im Altersheim für Betagte und auch für das Personal um Nuancen verbessert werden.

Sie in diese Richtung anzuregen, war der Sinn meiner Worte.

Anmerkungen

1 Vgl. A. Schilson, Christliche Spiritualität im Zeichen der Mystagogie, in: ders. (Hrg.) Gottes Weisheit im Mysterium. Vergessene Wege christlicher Spiritualität, Mainz 1989, 17–23.

2 Vgl. W. Hollstein, Der Untergrund, Neuwied/Berlin 1969, 20–24.

3 ebd. 64–80.

4 Vgl. R. Hummel, Neue Religiosität und New Age, in: A. Schilson, a.a.O. 61–67.

5 Vgl. J. Blank, Die überforderte Rationalität: Zur Aktualität des Mythos, in: Kairos. Zeitschrift für Religionswissenschaft und Theologie 24. Jhrg. (1987), 29–42.

6 Vgl. H. Hübner, Die Wahrheit des Mythos, München 1985; R. Schlesier (Hrg.), Faszination des Mythos: Studien zur antiken und modernen Interpretation, Basel/Frankfurt a. M. 1988; R. Panikar, Rückkehr zum Mythos, Frankfurt 1988.

7 Beschreibungen und Analysen des Phänomens unter psychologischen, soziologischen, politischen und theologischen Gesichtspunkten in: Th. Meyer, Fundamentalismus. Aufstand gegen die Moderne, Reinbeck 1989; ders. (Hrg.), Fundamentalismus in der modernen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1989; J. Niewiadomski (Hrg.), Eindeutige Antworten? Fundamentalistische Versuchung in Religion und Gesellschaft (2. Aufl.), Taur 1988.

8 So stellt etwa 1951 G. Vettiger fest, sie habe bei jenen alten Menschen im Heim, die sie befragte, «eine eigentliche positive Einstellung zum Alter . . . nur in den seltensten Fällen gefunden». G. Vettiger, A. Jaffé, A. Vogt, Alte Menschen im Altersheim, Soziologische, psychologische und medizinische Studien im Altersheim der Stadt Basel, Basel 1951, 88; Vornehmlich das «Fremdbild» machte das Alter zu einem «sozialen Schicksal» (H. Thomae), das heisst, selbst dort, wo ein alter Mensch noch hätte Aktivitäten einbringen können, wurde er aufgrund der Defizitbestimmung von aussen zu Inaktivität veranlasst. Vgl. zum Beispiel U. Lehr, Älterwerden – psychologisch gesehen, in: K. F. Becker, Älter – doch dabei. Ruhestand in der Leistungsgesellschaft – zwischen Krise und Möglichkeit, Stuttgart/Göttingen 1972, 19 f.

9 Allerdings zeigt G. Vettiger, dass bereits zu Anfang der fünfziger Jahre «das Gefühl des Versorgtseins, der Pflege und einer(r) wohnlichen Wärme» durchaus sich nicht allein vom Defizitgedanken her aufrecht erhalten lässt. So tendierten damals progressive Vordenker schon in die nachfolgende Richtung. Vgl. a.a.O 66 f.

10 Vgl. E. M. Dennebaum, Soziale Altenarbeit – Bedeutung und Anforderung, in: Caritas. Zeitschrift für Caritasarbeit und Caritaswissenschaft 82. Jhrg. (1981), 151–158; H. Reimann/H. Reimann (Hrgg.), Das Alter. Einführung in die Gerontologie, Stuttgart (2. Aufl.) 1983, 17–21 (dort Literaturangaben).

11 Vgl. zum Beispiel Wohnen im Alter. Erarbeitung von Planungsgrundsätzen und Entwurf (Universität Hannover), in: Architekt + Wettbewerb 128 (Dez. 1986), 92 f.

12 Wenn tatsächlich im kirchlichen Alltag die alten Menschen weit mehr aktiv sind als die jungen, dann hängt das Wohl mit der Biographie und nicht mit einer konstitutiveren Frömmigkeit zusammen. Vgl. F. K. Becker und andere, Kirche und ältere Generation, Stuttgart 1978, 55.

13 Vgl. H. Schilling, Alter/Älterwerden, in: Ch. Schütz (Hrg.), Praktisches Lexikon der Spiritualität, Freiburg 1989, 69–71.

14 Vgl. G. Greshake, Ars moriendi, in: ebd. 69–71.

15 Vgl. E. Enns und andere, Lübeck. Ein Führer durch die Bau- und Kunstdenkmäler der Hansestadt, Lübeck (11. Aufl.) 1984, 90–96.

16 Die Handreichung «Pastorale Hilfe für die Betagtenarbeit», erarbeitet vom diözesanen Seelsorgerat und herausgegeben von der Pastoralstelle des Bistums Basel 1977 schreibt: «In Altersheimen und Altensiedlungen sind Gottesdiensträume einzurichten, die beiden Konfessionen dienen können» (S.10).

17 Vgl. O. Schärli, Der Einbruch der Zeit in der Architektur. Gewinn der 4. Dimension, in: Beiträge zur integralen Weltsicht, Hrg. von der Internationalen Jean Gebser Gesellschaft Schaffhausen, Schaffhausen o.J., 38.

18 Dahinter stand wohl der von Aristoteles und Augustinus her kommende Denkansatz: Aristoteles bestimmt die Kunst als Nachahmung (Mimesis) einer Praxis, die durch Mitleid und Furcht eine Reinigung der Gefühle bewirkt (vgl. Poetik 1449 b); Augustinus sucht die Wahrheit des Schönen auch angesichts des Hässlichen (De civitate Dei XVI, 8). Damit bot sich an, durch eine Mitleid und Furcht erregende Darstellung der hässlich-leidvollen Plagen eine reinigende Erkenntnis zu gewinnen, welche die versichernde Zusage eines göttlichen Handelns in Aussicht stellt. Durch die Grausamkeit hindurch bricht das neue Handeln Gottes hervor wie ein junger Trieb durch die Erdkruste.

19 Es wäre zu untersuchen, ob nicht viele der sog. modernen Kunstrichtungen Katharsis-Elemente in sich bergen, auch wenn ihnen nur eine verfremdete Mimesis zugrundeliegt, die die Seelenbrüche des Künstlers darstellt. Die Motivation zu schaffen und kreativ zu ordnen setzt eine Hoffnung auf die grundsätzliche Ordnungsmöglichkeit voraus, die Leben ursprünglich bewegt (Nietzsche) und im Sinne Adornos ein Handeln darstellt, das in aller Negativität die Sehnsucht nach einer anderen Wirklichkeit wachhält.

20 Zum neuen Trend absoluter Todesverdrängung vgl. H. Albrecht, Der trivialisierte Tod. Bestattung im nachbürgerlichen Zeitalter, in: Theologia Practica 24. Jhrg. (1989), 188–201.